

Wem von uns wäre nicht, wenn er am Gestade des Meeres weilte, die Wogen gleich einem Geschwader heranbrausen sah, bei dem Anblick der am fernen Horizont ruhig ihre Bahn ziehenden großen, weißen Wolken das Bild eines über die Fluten dahinschwebenden Schwanes in den Sinn gekommen? Um wieviel mehr mußten die alten Germanen unter dem Eindruck dieses Bildes stehen, sie, die ja nicht nur, wie wir heute, Vergleiche zogen, sondern auch in ihrer sinnigen Naturbetrachtung alle Erscheinungen des Himmels mit Göttern belebten.

Der Schwan war das Sinnbild der Wolken, zugleich aber auch des höchsten Himmelsgottes.<sup>1)</sup> So verehrten schon in frühen Zeiten die Friesen Tivaz als „hohnijaz“, d. h. als den „Schwanengleichen“, andern Bewohnern der Küste war er „ingvaz“, d. h. der „Aufkömmling“. So erzählt uns eine den Nordgermanen geläufige Sage von „Tivaz ingvaz hohnijaz“, wie er einst, der „Schwanengleiche Fremdling“, aus dem Wolkenreiche herabstieg und sich über das Meer hin den Wohnungen der Sterblichen nahte. Auf steuerlosem Schiffe trieb er an das Gestade, wirkte einige Zeit segensreich unter den Menschen und verschwand dann wieder rätselhaft in ungeschauten Fernen.<sup>2)</sup>

Einen zweiten Berührungspunkt mit der späteren Schwanrittersage bildet der alte Mythos von der Liebe eines göttlichen Wesens zu einem irdischen. Der Gott, der die wahre sinnliche, die irdische Liebe genießen will, naht sich in menschlicher Gestalt dem geliebten Weibe. Sie darf ihn nicht erkennen, denn hat sie einmal seine Göttlichkeit geschaut, so wird sie von deren glänzender Hoheit geblendet und wie Semele von dem Blitzstrahl des geliebten Gottes verzehrt. Ähnliche Sagen finden wir häufig bis zu den Nadinensagen des Mittelalters.<sup>3)</sup>

Diese beiden Stoffe, die Ankunft eines göttlichen Wesens aus niegeschauter Ferne und sein Zurückkehren dorthin, und andererseits die Vermählung desselben mit einem irdischen Geschöpf, kehren gleich den Schwanenmythen in den mannigfachen Schwanensagen wieder, in den männlichen sowohl, wie in den weiblichen.<sup>4)</sup>

Im Rahmen dieser Betrachtung interessieren uns nur die männlichen Schwanensagen, und auch von diesen wiederum nur die, in deren Mittelpunkt der Schwanritter steht.

Der alte Mythos der Seegermanen von dem schwanengleichen Fremdling, der ihren Küsten nahte, hat zuerst, wie so mancher germanische Mythos, seinen Niederschlag gefunden in den weitverzweigten Sagenstoffen des nördlichsten Frankreichs, bei den Franken an der Schelde- und Rheinmündung, und zwar im 12. und 13. Jahrhundert.

Der Bischof Wilhelm von Tyrus, der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, bezeugt uns bereits 1180 anlässlich einer Bemerkung über Gottfried v. Bouillon das Vorhandensein der Schwanensage.<sup>5)</sup> Hier ist bereits die Sage mit dem Namen des großen Kreuzzugshelden verknüpft. Das nimmt nicht wunder. Gleich der Berufung des angelsächsischen Königsgeschlechtes auf den göttlichen Ahnherrn Tivaz ingvaz, den nämlichen, der auf steuerlosem Schiffe herantrieb und in sagenhafte Lande verschwand, konnte auch bei einem Stammbaum des berühmten Gottfried die Erfindung der Menschen auf einen Schwanritter als den Gründer der Familie kommen.

Dieser Sagenstoff vom Schwanritter, dem „chevalier au cygne“, fand nun die mannigfachen Bearbeitungen in altfranzösischer Sprache.<sup>6)</sup> Wie schon der Titel besagt, erscheint hier der Held im Glanze mittelalterlichen Rittertumes. Der „chevalier“ führt zumeist den Namen Elias, was weniger auffallend ist, wenn man bedenkt, daß man sich in französischen Romanen nur zu oft mit antiken und biblischen Namen behalf, obwohl gerade hier ein Vergleich mit dem Sonnenwagen des Propheten Elias ganz besonders nahe lag.

Gemeinsam ist allen Schwanrittersagen kurz folgende Fabel: Einer in ihrer Herrschaft gekrönten Fürstin kommt ein fremder Ritter zu Hilfe. Er besiegt ihre Widersacher, heiratet die Befreite oder ihre Tochter, verläßt sie aber wieder bei der Frage nach seiner Herkunft.

Greifen wir aus der Fülle der uns überkommenen Sagenstoffe einen heraus, der sowohl die verschiedenen Eigenarten der bedeutendsten Epen enthält, als auch bezeichnend ist für die Behandlung

der Schwanrittersage auf französischem Boden, den „chevalier au cygne“.<sup>7)</sup> Es zerfällt in zwei Teile. Der erste und größere Teil (bis Vers 2270) behandelt die Abstammung und Jugend des Helden Elias. Wir begegnen hier einem weitverbreiteten und wohlbekannten Märchen, nämlich dem von den 6 Schwänen.<sup>8)</sup> Es ist nicht recht ersichtlich, weshalb uns der Dichter in breiter Erzählung so eingehend mit der Jugend des Elias vertraut macht. Der Zusammenhang zwischen dem 1. Teil, dem Schwänenmärchen, und dem 2., der eigentlichen Schwanrittersage, ist im Grunde genommen doch nur ein äußerlicher, nur der, daß uns der Schwan, welcher Elias an sein Ziel führt, zugleich als sein leiblicher Bruder vorgeführt wird. Beide Teile können gut unabhängig voneinander bestehen, was auch bei den meisten Bearbeitungen der Fall ist. Die Bedeutung dieser Dichtung besteht hauptsächlich darin, daß alle weiteren Schwanritterepen des Mittelalters mehr oder weniger dieses Epos als Vorlage benutzten, aus ihm als aus einer ausführlichen Quelle reichlich schöpften.

Betrachten wir nun in großen Zügen den Inhalt dieser Dichtung.<sup>9)</sup>

Pierre, der König von Lillefort und seine Gemahlin Matabrune haben einen Sohn Oriant. Noch während dessen Minderjährigkeit stirbt der Vater, und Matabrune übernimmt die Regierung. Als Oriant König geworden, trifft er einst auf der Jagd eine schöne Jungfrau mit Namen Beatrix, die er bald darauf gegen den Willen seiner Mutter heiratet. Beatrix schenkt dem König während seiner Abwesenheit sechs Knaben und ein Mädchen. Doch die böse Schwiegermutter schiebt sieben junge Hunde unter und bezichtigt Beatrix geheimer Buhlschaft mit Tieren. Die sieben Kinder soll Marke im Walde töten. Dieser jedoch empfindet Mitleid und setzt sie nur im Walde aus. Ein Einsiedler Elias findet sie und zieht sie in seiner Klause auf. Dem Knaben, den er am meisten liebt, gibt er seinen Namen Elias.

Der König schenkt nach seiner Rückkehr Matabrune Glauben und läßt seine Gemahlin ins Gefängnis werfen. Inzwischen erfährt Matabrune von dem Jäger Savari, daß die Kinder leben. Aber auch sein Herz wird von Mitleid erfüllt, als er die Kinder sieht. Töten kann er sie nicht, doch raubt er ihnen ihre goldenen Halsketten. Sogleich verwandeln sich die Kinder in Schwäne. Nur Elias, der zufällig mit dem Einsiedler betteln gegangen ist, wird nicht verzaubert. Ein Goldschmied soll aus den sechs Ketten einen kostbaren Becher verfertigen. Da aber in seinen Händen eine Kette so schwer wiegt, wie alle zusammen, legt er die übrigen fünf beiseite.

Geschiedt weiß die ränkevolle Mutter durch die falschen Aussagen des Ritters Macaire den jungen König gegen seine Gattin einzunehmen, ja es gelingt ihr sogar, ihn zu bestimmen, Beatrix zu töten. Sie soll Feuers sterben. In dieser Not erscheint dem Eremiten ein Engel, offenbart ihm der Kinder Herkunft und befiehlt, den jungen Elias seiner Mutter zu Hilfe zu schicken.<sup>10)</sup>

Elias zieht nach Lillefort, offenbart dem König, seinem Vater, seine Herkunft und besiegt im Zweikampf den falschen Ankläger Macaire. Sofort sucht er seine Geschwister auf und entzaubert sie durch Umwerfen der noch vorhandenen fünf Halsketten. Nur ein Bruder muß Schwan bleiben, da seine Kette zur Herstellung des Bechers gedient hat.

Aber auch Matabrune trifft die gerechte Strafe. Sie wird in dem Schlosse Maubruiant, wohin sie geflohen ist, ergriffen und jetzt muß sie den Feuertod erleiden.

Nach dieser breiten Schilderung der Jugend des Elias setzt jetzt erst die eigentliche Schwanrittersage ein. Eines Tages sieht Elias auf dem Schloßweiher einen Schwan, der einen Nachen an goldener Kette zieht. In dem Vogel erkennt er seinen noch nicht entzauberten Bruder. Elias sieht hierin ein Zeichen Gottes und vertraut sich gläubig dem Schwan an. Beim Abschied erhält er von seinem Vater ein Wunderhorn, das ihm in Gefahr Hilfe bringen soll.

Zu derselben Zeit hält Kaiser Otto zu Rintwegen Hof. Hier bringt der Graf Otto von Blankenburg eine Klage gegen die Herzogin Klarissa v. Bouillon vor. Sie soll ihren Gemahl, seinen Bruder, vergiftet und während dessen Abwesenheit einer Tochter das Leben geschenkt haben. Ein Gottesurteil, ein Zweikampf, wird den Beweis der Wahrheit erbringen. Klarissa findet aber keinen Ritter, der für sie streiten will. Da ertönt plötzlich ein gewaltiger Hornruf. Vom Schwane geleitet, erscheint Elias. Die Herzogin erinnert sich eines Traumes, in dem einst ein Schwan ihr Haupt umflog, da sie schon auf dem Scheiterhaufen stand, und die Flammen erstickte. Dem Vorschlag des Kaisers, für die Herzogin zu kämpfen, fügt sich der fremde Ritter. Der Kampf beginnt. Nach langem und heißem Ringen gelingt es Elias, seinen Gegner, den stolzen Grafen, zu überwinden. Zum Danke

wird er mit der Tochter der Herzogin vermählt, die nun ihrerseits zu gunsten des jungen Paares dem Throne entsagt. Als die junge Herzogin neugierig an Elias die Frage nach seiner Herkunft richtet, verbietet er ihr, hiernach zu forschen, da er sie sonst verlassen müsse. Sechs lange Jahre unterdrückt sie die Frage; im siebenten aber fällt sie ihrer Neugierde zum Opfer.<sup>11)</sup> Andern Tages zieht Elias mit Weib und Kind nach Nimwegen zum Kaiser. Er empfiehlt ihm seine Gattin und seine Tochter und fährt wieder, ohne sich zu erkennen zu geben, mit dem Schwanennachen davon.<sup>12)</sup>

Die Mehrzahl der französischen Schwanritterepen schließt hiermit ab. Nur unser Dichter spinnt den Faden weiter. Und das mit Recht. Hat er uns einmal die Jugend seines Helden geschildert und damit unserer Phantasie jedes Geheimnisvolle, das doch den fremden Ritter umgeben soll, geraubt, so kann er uns auch sein weiteres Lebensschicksal erzählen.

Wir begleiten also Elias wieder nach Lillesfort zurück. Er entzaubert den Schwan, seinen Bruder, durch die aus dem Becher wiederhergestellte Kette, läßt in den Ardennen einen dem Schlosse Bouillon ähnlichen Palast erbauen und stiftet bei der alten Einsiedelei ein Kloster.

Die verlassene Herzogin läßt kein Mittel unversucht, ihren Gemahl zu erkunden. Pilger entdecken endlich das Kloster, in dem Elias sein Leben beschließen will. Klarissa eilt zu ihm und findet ihren Gatten schwerkrank. Ein sanfter Tod erlöst beide.<sup>13)</sup>

Ganz abgesehen von der ermüdenden Breite und der Erzählung der Jugendschicksale des Elias, muß der Gesamteindruck des Mythos, der doch durchaus rätselhaft erscheinen soll, sehr darunter leiden, wenn wir ganz genau über die Jugend und das spätere Verbleiben des doch geheimnisvollen Fremdlings unterrichtet werden. Was hat das Verbot der Frage nach der Herkunft des Schwanritters für eine Bedeutung? „Der reizvolle Schleier des Geheimnisses ist uns verloren gegangen.“<sup>14)</sup> Nur diejenigen Dichter hatten für das Wesen der Sage das richtige Empfinden, die zum Mittelpunkt ihrer Dichtung einzig und allein nur die Befreiung eines schwachen Weibes aus den Händen ihrer Bedrücker, die Heirat mit dem Schwanritter, das Frageverbot, die Frage und die Heimkehr des Helden machten.

Diese einfachen Grundzüge sind uns wohl am besten in dem Werke eines deutschen Dichters, in dem „Schwanritter“ Konrads von Würzburg, erhalten. Zwar hat auch er französische Vorlagen benutzt<sup>15)</sup>, doch hat er sich sorgsam von allem ferngehalten, wodurch das Geheimnis des Schwanritters irgendwie in unseren Augen leiden könnte.<sup>16)</sup>

Der Herzog von Sachsen verwüstet das Herzogtum Brabant, ohne die „hantfesten“ und Briefe zu achten, welche sein verstorbener Bruder, der Herzog Gottfried von Brabant, der Wittve und ihrer Tochter hinterlassen hat. Zu derselben Zeit weilt König Karl auf seiner niederrheinischen Pfalz Nimwegen, um daselbst Gericht zu halten. Die in ihrem Recht gekränkte Herzogin eilt mit ihrer Tochter zum König, um dort Gerechtigkeit zu finden. In derselben Angelegenheit erscheint aber auch der Sachse. Schon beginnt die Herzogin dem König ihr Leid zu klagen, als Karl durch das Fenster „ein fremmedez wunder uf dem se“ erblickt. Auf den Kluten fliegt ein Schwan heran, der an silberner Kette ein Schiff nach sich zieht. In dem Rachen sitzt schlafend ein Ritter, unter dem Haupte gleich einem Kissen den Schild. Alles eilt zum Gestade. Der König begrüßt den unbekanntem Ritter mit herzlichem Willkomm und geleitet ihn, nachdem dieser dem Schwane Lebewohl gesagt,<sup>17)</sup> zum hohen Palaste.

Die vom Dichter sehr weit ausgespinnene Gerichtsverhandlung nimmt ihren Fortgang. Als der König, überzeugt von dem Recht der Herzogin, den Sachsenherzog zu einem Vergleich bewegen will, sträubt sich der stolze Sachse und besteht auf dem salischen Recht. Könne er kein Recht finden und schenke man seiner Aussage keinen Glauben, so solle ein Gottesgericht entscheiden. Werden aber die Frauen einen Verfechter ihrer gerechten Sache finden? Wer wird den Kampf mit dem mächtigen Sachsen wagen? Es sind Worte von großer Anmut, die der Dichter Mutter und Tochter in den Mund legt, da sie sich hilfselehend nach einem Ritter umsehen.<sup>18)</sup> Wohl wird durch die bitteren Zähren des lieblichen Fürstenkindes manches Ritters Herz gerührt und weint, doch keiner findet den Mut, für sie und ihr Recht zu kämpfen. In diesem Augenblick der höchsten Spannung erbiertet sich der Schwanritter, der sich während der langen Gerichtsverhandlung ganz passiv verhalten hat, als Verteidiger der beiden Frauen. Feierlich gelobt er ihnen, eher tot zu ihren Füßen zu liegen, als nicht den Sieg für sie zu erringen. Zum Danke küssen ihn die Fürstinnen auf die Augen.

Diese ganze Szene ist von Konrad meisterhaft dramatisch aufgebaut. Das lange Hin und Her der Gerichtsverhandlung, der Trotz des Sachsen, die sympathisch veröhnliche Haltung des Kaisers und das Mitleid erregende Gebahren der Frauen, ihr heißes, inbrünstiges Gebet zu Gott und ihr Appell an die Mannentreue der Recken, und dann, als das Fürstenkind den letzten Pfeil versandt, die Pause des Schweigens und der Spannung, bis sich ganz unerwartet der fremde Gast erhebt und im Namen der schwachen Frauen das Gottesgericht von dem stolzen Herzog fordert.

Der Sachsenherzog, über diesen unerwarteten Ausgang ungehalten, ergeht sich in Schmähungen und beziehtigt den fremden Ritter des Zaubers, sei er doch, von einem wilden Schwan geleitet, zu diesen Gestaden gelangt.

Die Vorbereitungen zum Kampfe werden getroffen. Indem der Dichter den Schwanritter lange kein passendes Streitroß finden läßt, zeichnet er uns die überragende Gestalt des fremden Helden. Der Kampf beginnt. Schnell verstechen sie ihre Speere, und nun tobt das gewaltige Ringen zu Fuß mit dem Schwerte fort. Der Herzog ist zunächst im Vorteil. Mehrmals fürchten die Frauen für das Leben ihres Ritters. Ja, der Sachse ist sich seines Sieges schon so gewiß, daß er übermütig an seinen Gegner die Frage richtet, ob er ihm nun sein Erbe lasse. Mit der Antwort: „des zolles wer ein deil zu vil“, dringt der Schwanritter heftiger auf ihn ein und schlägt ihm das Haupt mit wuchtigem Hiebe ab. Die Frauen fallen im ersten Jubel ihrem Retter zu Füßen und küssen ihm dann seinen Mund mit der Bitte, zum Danke eine von ihnen zum Weibe zu nehmen.

Die nächsten Szenen, die sicher Hochzeit und Frageverbot enthalten haben, entziehen sich unserer Betrachtung, da die folgenden 144 Verse nicht mehr erhalten sind. Erst aus Vers 1337 geht hervor, daß er die Tochter der Herzogin zum Weibe gewählt hat.

Der Text setzt gerade an der Stelle wieder ein, wo die Herzogin ihren Gemahl nach seiner Herkunft befragt. Nicht um ihret-, sondern um der zwei Kinder willen, die ihnen Gott geschenkt habe, tue sie die Frage. Diese müßten sich einst schämen, wenn sie nicht wüßten, welchem Geschlechte sie entstammten. Ruhig und gelassen hört der Schwanritter die Frage seines Weibes. Als Antwort hat er nur die bittere Wahrheit, daß er sie nunmehr verlassen müsse. Obwohl die Herzogin reumütig flehend die Frage zurücknimmt, ihn unter Tränen beschwört zu bleiben, obwohl Männer und Frauen ihm zu Füßen fallen — der Schwan erscheint, um den Unbekannten wieder in die fremde Heimat zu entführen.

In tiefer Trauer läßt der Held die Seinen zurück. Sie klagen mehr als tausend Mund.

Zum Schlusse erfahren wir noch, daß von den beiden Söhnen des Schwanritters die Grafen von Kleve, Geldern und Rieneck abstammen.<sup>19)</sup>

Im Vergleich zum „chevalier au cygne“ hat sich Konrad hier nur mit der Schwanrittersage befaßt. Unter seiner Hand wurde sie wieder zu dem einfachen Mythos der alten Germanen, der durch die Phantasie der Franzosen allzusehr ritterlich-romantisch aufgepußt worden war. Ferner bedeutet dieses Epos nicht eine Verherrlichung Gottfrieds v. Bouillon, sondern des flevischen Grafenhauses.

Als eine überaus glückliche Erfindung muß bei der Fortbildung der Schwanrittersage eine Version bezeichnet werden, die nicht nur das Frageverbot besser motiviert, sondern die Sage zugleich auch mit dem geheimnisvollen Wunderreich des Grales in nahe Beziehung bringt. Hierdurch erhält die Dichtung einen nicht weniger glänzenden, wie anziehenden und erhabenen Hintergrund. Nach den uns überkommenen Werken müssen wir Wolfram von Eschenbach als den Schöpfer dieser Idee ansprechen. Sicherlich wird er sich aber auch hier eines französischen Vorbildes bedient haben. Gleichfalls neu ist bei Wolfram der Name „Lohengrin“ für den Schwanritter.<sup>20)</sup> „Mit dem Namen „Lohengrin“ muß die Sonderentwicklung der Schwanrittersage benannt werden, welche auf deutschem Boden erwuchs und herrschend blieb.“

Lohengrin ist Parzivals Sohn und wird natürlich als solcher in Wolframs „Parzival“ häufiger erwähnt.<sup>21)</sup> So erfahren wir im 15. Buche, daß er mit seiner Mutter Kondwiramur zum Gral auserlesen ist; so reitet auch die Königin unter Lohengrins und der Templer Geleit zum Gral; so hören wir, wie er seinen Oheim Feirefiz um keinen Preis küssen will, weil dessen Haupt weiß und schwarz gefärbt ist usw.

Ein Zusammenhang mit der Schwanjage findet sich erst im letzten, im 16. Buche. Hier erzählt uns Wolfram, wie Lohengrin durch seine Heldentaten dem Gral Ruhm und Preis erworben habe. So lebte auch einst in Brabant eine Fürstin, die, hochgeehrt von ihren Untertanen, von vielen Fürsten umworben wurde. Doch sie wies alle Freier stolz ab. Auf einer Hofversammlung erklärte sie frei und offen, daß sie nur den zum Manne erwählen würde, den ihr Gott zuführe. Da kam von Munsalväsche Lohengrin im Schwanenschiff und landete in Antwerpen. Als ihn die Fürstin mit holden Worten empfing, entgegnete er, daß er auf große Macht und Herrlichkeit verzichten müsse, falls er durch ihre Hand Fürst von Brabant würde. Als Gegendienst fordere er ihr das Versprechen ab, niemals nach seiner Herkunft zu forschen.

Viele Jahre lebten sie im Glück. Manches schöne Kind schenkte die Herzogin ihrem Gatten. Noch heute erzählten sich davon die Leute in Brabant; aber auch, wie ihn ihr Fragen vertrieben habe und wie er mit dem Schwanenschiff wieder heimgekehrt sei, nachdem er ihr zum Andenken Schwert, Horn und Ring zurückgelassen habe.

Soweit Wolfram. Er bringt uns in dieser kurzen Skizze manches Neue. Treten in anderen Bearbeitungen zwei Frauen, Mutter und Tochter, auf, so lernen wir hier nur eine als die Fürstin von Brabant kennen. Und auch sie wird nicht in ihrem Rechte gekränkt. Von einer Anklage und einem Rechtszuge ist keine Rede. Wußten wir in Konrads „Schwanritter“ nicht, woher die Fahrt des Ritters kam und wohin ihn wieder der Schwan entführte, so ist hier der Gral zur poetischen Einkleidung der Sage geworden und ist es auch geblieben. Auch hier steht im Mittelpunkt die verhängnisvolle Frage. Doch welche Berechtigung hat hier das Frageverbot? Parzival hatte einst, da er den fischenden Amfortas sah, die teilnehmende Frage nach seinem Leiden unterlassen. Zur Strafe mußten nun alle Gralsritter bezüglich ihres Namens und ihrer Herkunft fremden Menschen gegenüber tiefstes Schweigen beobachten.

Die gute Motivierung des Frageverbotes durch das Einflechten der Gralsfrage, wie manches andere, zumal den Namen des Schwanritters „Lohengrin“, entnahm ein Dichter des ausgehenden 13. Jahrhunderts dem „Parzival“ Wolframs für sein äußerst weitgesponnenes mittelhochdeutsches Rittergedicht „Lohengrin“.<sup>22)</sup> Dieses umfangreiche Epos ist als eine Episode aus dem Sängerkrieg auf der Wartburg gedacht.<sup>23)</sup> Die Erzählung wird Wolfram von Eschenbach in den Mund gelegt. Von dem Zauberer Klingsor über Artus, seine Ritter und den vom Gral ausgesandten Helden befragt, erzählt Wolfram sehr ausführlich die Sendung Lohengrins und seine Taten.

Wir haben im „Lohengrin“ sicher das Werk zweier Dichter vor uns, nämlich das eines thüringischen Jährenden und das eines Schreibers oder Ministerialen des bayrischen Herzogs.<sup>24)</sup> Neben der Benutzung von Wolframs „Parzival“ enthält der „Lohengrin“ auch merkliche Anklänge an den „Schwanritter“ Konrads von Würzburg. Immerhin aber hat es der Dichter verstanden, das ihm zur Verfügung stehende Material geschickt zu verarbeiten, und uns Bilder von großer Plastik, besonders aber einen trefflichen Einblick in die Kultur des Mittelalters zu geben. Hingegen fehlt es auch nicht an breiten, geradezu ermüdenden Stellen, die öfter das frische Grün der dichterisch wertvollen Szenen zu ersticken drohen, ein Zeichen der stark im Verfall sich befindenden mittelhochdeutschen Epik.

Nach einem einleitenden Rätselspiel zwischen Wolfram und Klingsor läßt der Dichter Wolfram von Lohengrin berichten:

Auf dem Sterbebette empfahl einst der Herzog von Brabant seine Tochter Elsa und das Land der Obhut seines treuen Dienstmannes, dem Grafen Friedrich von Telramund. Nach des Herzogs Tode tritt nun der Graf mit der falschen Behauptung auf, Elsa habe ihm die Ehe versprochen. Als ihm die Fürstentochter trotz aller Werbung kein Gehör schenkt, bringt er die Klage vor den Kaiser. Hier wird Elsa eröffnet, daß nur durch ein Gottesgericht, einen Zweikampf, die Wahrheit erbracht werden könne. Wo aber findet Elsa einen Necken, der gegen Telramund zu streiten wagt? In dieser Not nimmt die Fürstin zum Gebet ihre Zuflucht. Nun trägt sie an ihrem Rosenkranz ein kleines Glöckchen, das sie einst einem Falken abgenommen hat. So oft sie zum Gebete schreitet, tönt dieses Glöckchen mit mächtigem Schalle durch alle Lande. Auch im Gral ward dieser Klang gehört. Dieses Wunder zu ergründen, ziehen zwei Prozessionen, Priester und Frauen, vor den hl. Gral, doch erst der dritten, einer Schaar Jungfrauen, kündigt der Gral das

Geheimnis, die Not Elsas von Brabant.<sup>25)</sup> Viele namhafte Ritter erbieten sich, der bedrängten Fürstin zu Hilfe zu eilen; nur Lohengrin nicht. Und gerade er wird in einer weiteren Schrift am hl. Gral, die seine Schwester entziffert, zum Retter bestimmt.

Schon sitzt Lohengrin in vollem Waffenschmucke hoch zu Roß und nimmt von den Seinen Abschied, als ein wilder Schwan mit einem Rachen herbeischwimmt. Er vertraut sich diesem Gottesboten an und gelangt, gespeist von dem Symbole des Grals, der Hostie, nach fünftägiger Fahrt schlafend zur Küste Brabants. Mit Fahnen, Monstranz und Glockengeläute wird er empfangen; doch betritt Lohengrin erst den Strand, als die Fürstin ihm die Hand reicht. Nach Anhören einer Messe wird der fremde Ritter in den Saal geleitet, wo er sich sofort bereit erklärt, für Elsa den Kampf zu bestehen. Den Tag beschließt ein Fest, für den Dichter eine günstige Gelegenheit, das Mahl, wie Gesang und Tanz in lichten Farben zu schildern.

Tags darauf versprechen auf einer Landesversammlung die Großen wie die Städte der Herzogin tatkräftigen Beistand. Sogar der König von England kommt mit vielen Mannen ihrer gekränkten Unschuld zu Hilfe. Am 6. Tage erfolgt der Ausbruch nach Saarbrücken.

Inzwischen hat auch Graf Telramund von der Ankunft des fremden Ritters gehört. „Ein teil was ez im in dem herzen swaere“; doch öffentlich brüstet er sich, daß er eher verderben wolle, als daß Elsa nicht sein Weib würde.

Nach kurzer Rast auf den Gefilden Saarbrückens naht sich der stattliche Heerzug der Brabanter dem Orte der Reichsversammlungen, der Rue zwischen Oppenheim und Mainz. Der Kaiser eilt von Frankfurt herbei und auch der Kläger, Friedrich von Telramund, stellt sich ein. Kaiser Heinrich kann nicht genug die männliche Kraft Lohengrins bewundern, doch „im kumt ouch einer der ist stolzes muotes.“<sup>26)</sup>

Es ist gerade Pfingsten. Da bringt es die Sitte von jeher mit sich, daß der Kaiser im Kreise der Fürsten das Fest begeht und gleichzeitig eine Truppenschau abhält. Diesmal gilt es, den Heerbann gegen die Ungarn anzubieten. Deshalb sind die Heerscharen besonders zahlreich auf dem Plane erschienen. Nach der festlichen Mahlzeit beginnen die Turniere. Erst der nächste Tag soll den Zweikampf, das Gottesgericht, bringen. Beide Hecken besuchen zuvor die Messe; beide befeelt die gleiche Siegeszuversicht, der Telramund in prahlerischen Worten Ausdruck gibt.

In langatmiger Schilderung führt uns nun der Dichter gleich seinen Vorbildern den hin- und herwogenden erbitterten Kampf vor Augen. Friedrich setzt seinem Gegner hart zu. Schon strauchelt Lohengrin, schon scheint sein Schicksal besiegelt. Gleich den Frauen in Konrads Epos sitzt Elsa da, still vor sich hinweinend. Da erblickt Lohengrin die Unglückliche in ihrem namenlosen Schmerze. Von neuer Kraft befeelt, dringt er auf seinen Gegner ein und versetzt ihm einen Hieb, daß er besinnungslos zu Boden stürzt. Bald aber tobt der Kampf auf Leben und Tod weiter. Nach kurzem Ringen unterläuft Lohengrin das Schwert Telramunds, umschlingt ihn mit kräftigem Arm und drückt ihn zu Boden. Der gezückte Dolch entlockt dem Grafen das Geständnis.<sup>27)</sup>

Vor dem sofort abgehaltenen Gericht wird Elsa „mit volge unt mit vräge“ freigesprochen, Telramund aber ereilt die gerechte Strafe: ihm wird das Haupt abgeschlagen.

Bitten im „Schwanritter“ nach glücklich beendigtem Kampfe die beiden Frauen ihren Befreier, nun eine von ihnen als Lohn zum Weibe zu nehmen, so erhebt hier Elsa geradezu Anspruch auf Lohengrin, wenn sie sagt: „herr, er ist min.“ Als sich Lohengrin sträubt, ruft sie das Gericht an, das ihr jetzt ihren Ritter und Held als Gatten zuspricht. Doch bevor der Gralsritter sein Jawort gibt, nimmt er erst Elsa beiseite und kündet ihr das Frageverbot.<sup>28)</sup> Elsa verspricht hoch und heilig, das Gebot halten zu wollen.<sup>29)</sup> Jetzt erst treten sie in den Ring und verloben sich.

Lohengrin nimmt vom Kaiser Brabant zu Lehen und begibt sich, nachdem er Kaiser wie Fürsten zur Hochzeit geladen, mit Elsa nach seinem Herzogtum. Die Hochzeit selbst wird uns nur kurz geschildert,<sup>30)</sup> dafür umso ausführlicher das sich an diese anschließende Turnier. Von niemand erkannt, erscheint Lohengrin in glänzender Rüstung. Manchen Ritter streckt er in den Sand, auch den Grafen von Cleve, und zwar so unglücklich, daß er blutüberströmt mit verrenktem Arm aus der Bahn getragen werden muß.<sup>31)</sup> Einem Herrn von Brandenburg ergeht es nicht viel besser.

Hat uns bisher der Dichter seinen Helden im Glanze höfischen Rittertums und im Dienste edler Minne gezeigt, so schildert er ihn uns jetzt in weitschweifiger Rede als Verteidiger des Reiches und als Verfechter des Christentums. Es gilt den Kampf gegen Ungarn und Sarazenen. Obwohl

der Kaiser einen flammenden Aufruf erläßt, treten doch nur 4000 Mann auf seine Seite, ein getreues Bild der damaligen Uneinigkeit, eines Fehlen des Reichsgedankens!

Im Rahmen dieser Betrachtung erübrigt es sich, die langatmige Schilderung der Kampfszenen ins Auge zu fassen. Als Sieger kehren die Deutschen aus dem Ungarnfeldzuge heim zum heiligen Köln. Besonders Lohengrin wird wegen seiner Heldentaten gefeiert.

Als bald darauf der Papst den Kaiser als Beschützer der Christenheit zum Kampfe gegen die Sarazenen aufruft, zieht er abermals mit seinem Heere aus, diesmal nach Nordafrika gegen die Ungläubigen. Auch hier beweist Lohengrin seinen Heldennut, wenn er in heißem Ringen mit Hilfe der Apostel Petrus und Paulus viele Heidensürsten erschlägt, die Fahne der Ungläubigen erbeutet.

Wieder kehren sie in festlichem Zuge nach Köln zu den Frauen zurück. Nach dem Mahle findet ein Turnier statt, bei dem sich Lohengrin wie früher weit vor allen auszeichnet. Die Kaiserin in ihrem Stolz auf den Recken und Freund ihres Gemahls erzählt den anwesenden Frauen von seinen Taten im Turnier und im Kampfe gegen die Feinde. Alle erfreuen diese Ruhmesworte, nur eine, die Gattin des einst Lohengrin im Turnier unterlegenen Grafen von Kleve, sieht hierin eine Zurücksetzung. Sie zweifelt an der Ritterbürtigkeit Lohengrins.<sup>32)</sup> Die Kaiserin sucht die peinliche Situation zu retten mit dem Hinweis auf die erhabene Persönlichkeit des fremden Ritters und auf sein mutiges Herz, das den Adel ohne weiteres erkennen lasse. Als die Gräfin sich aber hiermit nicht zufrieden gibt, verläßt die Kaiserin unwillig das Turnier.

Obwohl die Kaiserin später Elsa zu trösten sucht, hat doch die Äußerung der Gräfin in Elsas Herz berechtigten Zweifel aufkommen lassen.<sup>33)</sup>

Noch in derselben Nacht klagt sie unter Tränen ihrem Gemahl das ihr widerfahrene Leid. Doch Lohengrin tröstet sie mit Schmeicheleien. Als sie in der zweiten Nacht wiederum damit beginnt, weiß der Gemahl ihr geschickt mit süßem Worte zuvorzukommen. Die Ungewißheit läßt sie aber nicht ruhen. In der dritten Nacht tut sie endlich die verhängnisvolle Frage. Gleich der Gemahlin des „Schwanritters“ bittet sie ihn, doch um der Kinder willen, damit diesen kein Makel anhafte, seinen Namen und seine Abkunft zu verraten. Lohengrin verspricht auf Ritterwort, ihr in Antwort alles zu offenbaren. Elsa klagt zwar, daß ihr die Frage nicht erspart geblieben sei, empfindet aber keine sonderliche Reue; sie nimmt die Frage nicht zurück.<sup>34)</sup>

In Brabant klärt Lohengrin den Kaiser und die Fürsten über das Gelöbniß, das ihm einst Elsa gegeben hat, auf. Nun habe sie es gebrochen, und deshalb müsse er scheiden. Elsa sinkt ohnmächtig zusammen. Vor allem Volk enthüllt der hehre Held den Adel seines Geschlechtes, rühmt seine Ahnen, Gandein und Gamuret, seinen Vater Parzival, den Gralskönig, nennt seinen eigenen Namen und kündigt seine Verwandtschaft mit König Artus. Weiter erzählt er der erstaunten Menge, wie die Kunde von Elsas Bedrängniß zum Grale gelangt sei, wie die Schrift entziffert und er zum Retter bestimmt worden sei.

„In diese hoheitsvolle, dem Irdischen entrückte Stimmung dringt besonders herb und weh der Trennungschmerz hinein.“ Nachdem Lohengrin sein Weib und seine Kinder dem Kaiser empfohlen hat, nimmt er Abschied. Noch einmal küßt er seine Kinder und hinterläßt ihnen zum Andenken Schwert und Horn, seinem Weibe den Fingerreif. — Schon naht der Schwan, um den Helden wieder seiner Heimat zuzuführen. Lautes Jammergeschrei erhebt sich bei seinem Anblick. Elsa umfaßt in ihrem namenlosen Schmerze des Gatten Kniee; doch es ist zu spät, der Schwan entführt den Helden.

Welche Quellen der Dichter auch immer neben Wolframs „Parzival“ benutzt haben mag, wieweit er sie ausgeschrieben, wieweit er sie selbständig gestaltet hat, eines wird man dem Dichter des „Lohengrin“ nicht versagen können, die Bewunderung für sein überaus großes Geschick, die Sage vom Schwanritter dem Volke mundgerecht gemacht zu haben. Diese vielen Episoden, diese höchst interessanten Abenteuer, diese fein durchgearbeiteten Züge und Charaktere verfehlten ihre Wirkung auf die breite Masse nicht. Das Volkstümliche, das Naive des ganzen Gedichtes zeigt sich am besten in dem Jammer, den Lohengrins Abfahrt hervorruft. Der Kaiser brüllt wie ein Kind und die Herzogin versinkt in so tiefe Ohnmacht, daß man ihr „die zen af löst mit einem klöße“, um ihr Wasser einzulösen. Mit Recht konnte Görres von dieser Dichtung sagen<sup>35)</sup>: „Sie ist ein treuer

Spiegel altdeutscher Sitte der früheren Jahrhunderte, der uns die zerstreuten Strahlen längst verflössener Zeit im Brennpunkt zu einem klaren Bilde sammelt."

Sicherlich wollte der Dichter mehr, als nur einen interessanten Ritterroman schildern. Ob es aber seine Absicht war, hier die Verbindung Christi mit der Menschheit und seine Wirksamkeit in dieser und für diese darzulegen,<sup>36)</sup> muß doch mehr als zweifelhaft erscheinen. Gewiß können wir heute das Gedicht allegorisch deuten, wenn wir in der Verbindung Lohengrins mit Elsa eine Vereinigung Christi mit der einzelnen Seele sehen. Dann wäre der Kampf Christi in der Seele gegen die Macht des Bösen und dessen schließliche Überwindung der Kampf Lohengrins gegen Telramund und dessen Besiegung. Der Kreuzzug gegen die Ungläubigen, der Kampf Lohengrins und der Apostel Petrus und Paulus könnte als das Streiten Christi gegen die Widersacher der Kirche gedeutet werden.

Die Vereinigung Christi mit einer Seele ist geheimnisvoll.<sup>37)</sup> Sie erfordert eine überaus gläubige und eine über alle Zweifel erhabene Hingabe der Seele. Hat einmal der Zweifel in ihr Platz genommen und begehrt sie mehr als nur Geheimnis zu schauen, dann schwindet Christus aus der Seele. Selig sind, die glauben, ohne zu schauen!

Elsa kann sich nicht aus Lohengrins erhabener Persönlichkeit, seinen Heldentugenden und seinem segensreichen Wirken den erhabenen Ursprung ihres Ritters erklären. Durch die Worte eines Weibes dringt Zweifel in ihre Seele. Sie will Gewißheit, und sie wird ihr zu teil, doch nur unter der einen harten Bedingung: Lohengrin, ihr Gemahl, muß sie zur nämlichen Stunde verlassen.

Obwohl wir Lohengrin aus der Herrlichkeit des Grales zu der irdischen Welt geleitet haben, so birgt sich doch uns, besonders Elsa, seine Rückkehr in das Land seiner Väter in ein geheimnisvolles Dunkel.

Von äußerst geringem Verständnis für den sinnigen Lohengrinmythus wie überhaupt für die Gralsfrage zeugt die Tatsache, daß es ein Dichter des 13. Jahrh., Albrecht von Scharfenberg, in seinem „Jüngerem Titarel“ fertiggebracht hat, die Schwansage gleich dem „chevalier au cygne“ verfühlich ausklingen zu lassen.

Ulrich Fütterer, der im 15. Jahrh. die Gralsfagen in den „Abenteuern des fromen Grales“ zusammentrug, entwickelte hierin noch weniger Geschmaç, wenn er die Sendung Lohengrins nach Brabant der Lohengrinepisode im „Jüngerem Titarel“ unmittelbar voranstellte, so daß wir in der letzteren eine zweite Sendung des Helden zu erblicken haben.<sup>38)</sup> Für die innere Verbindung dieser beiden Sendungen hatte er eine nicht unglückliche Idee.

Lohengrin kehrt aus Brabant zum Grale zurück. Bald erfährt er, daß die Herzogin Elsa aus Kummer über sein plötzliches Scheiden gestorben sei. Da schwindet all seine Freude und sein hoher Mut. Erst ein neuer Auftrag ist imstande, ihn in seinem Leid zu trösten.

Hier setzt nun die Lohengrinepisode des „Jüngerem Titarel“ ein, die der Dichter nicht ungeschickt benutzte.

Eines Tages findet sich am Grale die Schrift, daß „von Kurnibal des Königs Tochter“ wider alles Recht von den Großen ihres Reiches gekränkt werde. Ein Ritter solle ihrem väterlichen Erbe, Lizabor, zu Hilfe kommen. Abermals ist es Lohengrin, der zum ritterlichen Beschützer schwacher Frauen erwählt ist. Unverzüglich reitet er nach Luxemburg. Seine Ankunft ist bereits gemeldet, und so zieht man ihm entgegen. Viele Ritter kennen Lohengrin noch aus dem Kampfe gegen die Ungarn. Mancher Kühne, der früher der Königin Trost bot, tritt nun zurück. Lohengrin wird der Gemahl der Königin Peley. Doch sie ist nicht glücklich und zufrieden. Sie weiß, daß ihr Gemahl aus der Herrlichkeit des Grales kommt, daß er kürzlich Elsa von Brabant treulos verlassen und daß sein Vater Parzival ähnlich treulos an Belakane gehandelt hat. Konnte ihr nicht etwas Ähnliches zustoßen? Bei diesem Gedanken verdüstert sich ihr Sinn. So oft Lohengrin auszieht, sei es zur Jagd, sei es zum Kampfe, hegt sie den Verdacht, daß er nicht mehr wiederkehren werde, daß er sie verlassen wolle. Von innerer Sorge überwältigt, fällt sie jedesmal in tiefe Ohnmacht. Diese auffallende Erscheinung erregt in den Begnern Lohengrins den Verdacht der Zauberei. Eine Kammerfrau empfiehlt der Königin, den bösen Geist zu bannen: Wenn ihr Gatte zu nächstlicher Stunde eingeschlummert sei, solle sie ihm ein Stück Fleisch abschneiden und dasselbe essen. Ent-

rüstet weist Beley diesen Rat zurück; doch in ihrer Verwandtschaft findet er geneigtere Ohren. Schon gibt man sich mit einer Verwundung des Verhassten nicht mehr zufrieden, man will ihn töten.

Als Lohengrin sich einst auf der Jagd ermüdet an einem Quell niederläßt und einschlummert, wird er von Gewappneten umstellt. Bei seinem Erwachen fallen sie über ihn her und ermorden ihn meuchlings. Beley stirbt auf die Kunde hiervon vor Herzeleid. Beide werden, ähnlich wie im „chevalier au cygne“, in den Hallen eines Klosters beigesetzt. Ein Rührvers, der der Verflachung des Schwanrittermythos die Krone aufsetzt, beschließt die Erzählung.<sup>39)</sup>

In diesen mannigfachen Schattierungen liegt die alte Sage vor. Wieviel Eigenarten und sonderbare Schilderungen sich auch mythisch um sie ranken mögen, der Kern: Die Befreiung einer Fürstin durch einen fremden Ritter, die Heirat, das Stellen der Frage und die Trennung bleibt doch stets derselbe. Am ausführlichsten ist der Stoff in dem bereits besprochenen bairischen Gedicht „Lohengrin“ gestaltet.

Wer weiß aber, ob diese so gehaltvolle Sage nicht in der Stube des Philologen den Schlaf der Vergessenheit getan hätte, wenn nicht unserer Trefflichsten einer, Richard Wagner, sich ihrer bemächtigt, sie durch seine klassische Vertonung zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht hätte. Ganz durch Zufall lernte Wagner gelegentlich seines Aufenthaltes in Paris (1841) zusammen mit dem „Sängerkrieg“ auch das mittelhochdeutsche Gedicht „Lohengrin“ kennen. Zuerst stand er jedoch der Sage wegen ihrer Weitschweifigkeit wenig sympathisch gegenüber, ja sie hatte bei ihm einen „fast unangenehmen Eindruck“ hinterlassen.<sup>40)</sup> Erst als er den Lohengrinmythos in seinen einfacheren Zügen kennen lernte aus den läuternden Forschungen der neuen Sagenkunde, trat er dem Stoffe wieder näher.

Neben der 1. „Lohengrin“-Ausgabe, die Görres 1813 besorgte und die in der umfangreichen Einleitung ein weitgesponnenes, aber wirres Sagenbild gibt, waren es sicherlich „die deutschen Sagen“, von den Brüdern Grimm erzählt, die in ihrer schlichten Einfalt, mit der sie dem Volke den Reichtum und die Reize seiner alten Sage kündeten, auf Wagner den tiefsten Eindruck machten.<sup>41)</sup> In dem Werke der Brüder Grimm fand er die hauptsächlichsten Berichte über den Schwanritter. Maßgebend für ihn blieb aber doch das mittelhochdeutsche Gedicht „Lohengrin“, dessen Inhalt deshalb auch vorhin eingehendere Betrachtung zu teil wurde.<sup>42)</sup> Auch Wagner hat die Gralsfrage zugrunde gelegt und hiermit den christlich-mythischen Hauch, der jenen Wundertempel und seine Ritter umgibt, mit vielem Glück verwertet. Doch wie wandelt sich da alles unter der Hand des Meisters! Wagner ist es mit erstaunlicher Kunst gelungen, aus der ermüdend breiten Schilderung das Wesentliche herauszuschälen, die tief tragische Handlung von dem Chaos des vorhandenen Materials zu befreien.<sup>43)</sup> Dabei verfuhr er gerade hier bei der Darstellung historisch sagenhafter Momente, wie er es selbst einmal ausspricht, „mit noch größerer Treue als beim „Lannhäuser“.“ Mit der Genauigkeit eines Philologen studierte er die Eigentümlichkeiten deutscher Sitte und Sprache, um den Zuschauer ganz in die Zeiten mittelalterlicher Kultur und höfischen Glanzes zu versetzen.<sup>44)</sup>

Der Vorhang hebt sich, und wir schauen auf einer Aue am Scheldeufer bei Antwerpen eine glänzende Reichsversammlung. König Heinrich I. ist gekommen, um bei der allgemeinen Not des Reiches nun auch Brabant zur Heeresfolge gegen die Ungarn zu bestimmen. Wie flammend sind die Worte des Königs:

„Nun ist es Zeit, des Reiches Ehr' zu wahren;  
Ob Ost, ob West, das gelte allen gleich!  
Was deutsches Land heißt, stelle Kampfescharen,  
Dann schmäh't wohl niemand mehr das deutsche Reich!“

Doch er sieht des Landes Fürsten sich bekämpfen. Erst muß innerer Frieden geschaffen werden, eh' es dem äußeren Feinde gilt. Graf Friedrich von Telramund tritt als Kläger auf. Er erzählt, daß einst der Herzog von Brabant ihm auf dem Sterbebette die Kinder Elsa und Gottfried empfohlen habe. Eines Tages aber sei Gottfried verschollen, und nun ruhe auf Elsa der berechtigte Verdacht des Brudermordes. Sie pflege geheimer Buhlschaft, um so nach Beseitigung

ihres Bruders Gottfried zur Herrschaft zu gelangen. Entrüstet habe er Elsas Hand zurückgewiesen und zu seinem Weibe Ortrud, des Friesenfürsten Tochter, erforen. Als der Nächste von des Herzogs Blut erhebe er Anspruch auf des Landes Regierung.

So ist Elsa des Brudermordes und der Buhlschaft angeklagt. Die Vorbereitungen zum Ding, das über Schuld und Unschuld entscheiden soll, werden getroffen.

Schon aus deren Schilderung erkennen wir, daß Wagner sich eingehend mit den altgermanischen Volksgebräuchen befaßt hat. Geschickt läßt er die Oper gleich mit der Gerichtsverhandlung an den Ufern der Schelde beginnen, wie Konrad in seinem Epos. Jede Vorgeschichte, wie z. B. im „Lohengrin“ unterbleibt. Statt Mainz wählt er Antwerpen, und Heinrich ist bei ihm historischer nicht Kaiser, sondern nur König. Der hohe nationale Schwung in den Worten des Königs ist des Dichters innerstem Empfinden entsprungen zu einer Zeit, da jedes nationale Empfinden blindem Demagogentum zum Opfer fiel. Gestalten wie Gottfried und Ortrud sind von Wagner erfunden. Die Klage gegen Elsa, der im „Lohengrin“ nur ein Nichteingehen der versprochenen Ehe zu Grunde liegt, wächst hier zu Brudermord und Buhlschaft.

Elsa tritt auf. Ihr keusches und reines Äußere läßt Zweifel über die Wahrheit der Anklage aufkommen. Doch wie kann Telramund, die Krone der brabantischen Ritterschaft, der Tugend Preis, die Fürstin falsch beschuldigen? Auf die Frage des Königs, ob sie ihre Schuld bekenne, hat sie nur die Antwort: „Mein armer Bruder“. Und nun vertraut sie verklärten Auges dem Richter ihr Geheimnis an. Immer schwärmerischer wird ihr Gebahren, da sie von ihrem Ritter spricht, der sich in aller Pracht ihr nahe, um sie im Kampfe gegen die Falschheit zu beschirmen.

Diese engelreinen Worte rufen allgemeine Rührung hervor. Doch Telramund weiß alle Bedenken niederzuschlagen; sie schwärmt ja von ihrem Buhlen. Hier, in dem inneren Widerstreite zwischen Gefühl und Recht kann nur ein Gottesgericht entscheiden. Die feierliche Frage des Königs ergeht, ob Kläger wie Beklagte dieses Rechtspruches zufrieden sind. Beide fordern das Gottesgericht. Doch wo findet Elsa ihren Kämpfer? Sie versinkt wieder in ihre Vision. Schon walten die Heerhornbläser ihres Amtes, doch ihr Ruf verhallt ungehört. Ein zweiter Hornruf! Auch hierauf allgemeines Schweigen. Schon sinkt Elsa zu inbrünstigem Gebet auf die Knie und in wachsender Begeisterung glaubt sie ihn zu sehen, ihn, der sie erretten soll, da plötzlich eilt alles zum Gestade: „Ein Wunder, ein Wunder, ein Wunder ist gekommen!“ — Gott hat das Gebet der reinen Jungfrau erhört, ihr Retter naht.

Diese Szene von höchster dramatischer Wirkung ist Wagners eigenste Schöpfung. Wie matt ist dagegen des Ritters Anfunft im „Lohengrin“! Wieviel belebter hat Konrad diese Szene in seinem „Schwanritter“ gestaltet. Auch hier erscheint der fremde Ritter während der Gerichtsverhandlung. Und wie in Wagners Oper der Hornruf erschallt und Elsas Gebet immer inbrünstiger zum Himmel dringt, so ist es dort das rührende Flehen der beiden Frauen, im „Lohengrin“ das Klingen der Glocke und die Seufzer der bedrängten Fürstin, die Hilfe nahen lassen. Als schon die Verleumdung zu triumphieren scheint, springt der Schwanritter im Augenblick der Entscheidung mutig für die gekränkte Unschuld ein, erscheint bei Wagner Lohengrin in glänzender Silberrüstung, vom Schwane geleitet, nicht schlafend, wie es die Sage fordert, sondern kraftvoll auf sein Schwert gestützt. Feierlich wie bei Konrad nimmt er von seinem gesiederten Gefährten Abschied; doch sind bei Wagner diese Worte mit größerer Wehmut gesprochen. Sie lassen uns ahnen, daß Lohengrin schöneren Gefilden, reineren Sphären entragt hat.

Sofort tritt der Held auf den König zu und wünscht ihm Heil und Sieg. Heinrich sieht in ihm einen Gottgesandten. Dann wendet er sich an Elsa mit der Frage, ob sie ihn zum Streiter nehmen wolle. Keines Wortes mächtig, sinkt sie in „überwältigend wonnigem Gefühl zu seinen Füßen“ nieder. Als er sie sich im Falle des siegreichen Kampfes zum Weibe erbittet, findet sie nur die Worte:

„Wie ich zu deinen Füßen liege,  
Geb' ich dir Leib und Seele frei.“

Doch nun richtet Lohengrin klar, eindringlich und bestimmt, ja zweimal an sie das Frageverbot. Und Elsa antwortet fest und überzeugt:

„Wie du mich schirmt in meiner Not,  
So halt' in Treu ich dein Gebot.“

Wagner schließt sich bei dieser Liebeszene nur insofern der alten Sage an, als auch er das Liebesgeständnis von dem Halten des Frageverbotes abhängig macht. Daß aber die Werbung von Lohengrin ausgeht und noch vor dem Zweikampf erfolgt, ist hier neu. Im „Schwanritter“ sowohl wie im „Lohengrin“ fordern die Frauen gleichsam aus Dankbarkeit den tapferen Ritter zum Gemahl. In dem einen Epos fallen Mutter wie Tochter dem Ritter zu Füßen, bittend, doch eine von ihnen zum Weibe zu nehmen; in dem anderen glaubt die Fürstin sogar Anspruch auf den fremden Helden zu haben, und den anfänglich sich sträubenden Lohengrin kann erst ein Gericht Elsa als Gemahl zusprechen. Muß uns auch bei Wagner die allzu schnelle Liebeserklärung Lohengrins überraschen, so entspricht doch unserem modernen Empfinden mehr das Werben des Mannes um die Liebe des Weibes.<sup>45)</sup>

Das kühne und männliche Auftreten Lohengrins läßt die brabantischen Edlen für Telramund fürchten; sie raten ihm vom Kampfe ab. Anfangs schwankend, gibt er ihnen schließlich in seinem Trotz zur Antwort: „Viel lieber tot als feig.“

Mit feierlichen Schritten wird nach altgermanischer Sitte der Kampfplatz ausgemessen und mit Speeren abgesteckt. Der Heerrufer kündigt den Frieden. Sein Bruch kostet dem Freien die Hand, dem Knechte das Haupt.<sup>46)</sup> Haben wir im „Lohengrin“ zur würdigen Einleitung des Gottesgerichtes an manchen Gebeten, Messen und Zeremonien teilzunehmen, so tritt hier an deren Stelle das kurze, feierliche Gebet des Königs, in welchem er Gottes untrüglichen Gericht anruft.

Der Kampf beginnt. Nach einigen wuchtigen Hieben sinkt Telramund getroffen zu Boden. Gott hat gerichtet. Nach Recht und Gerechtigkeit hat der Graf sein Leben verwirkt, doch großmütig schenkt es ihm Lohengrin: „Ich schenk' es Dir, mög'st Du der Neu' es weih'n.“ Elsa, die selig an ihres Verlobten Brust gesunken ist, beugt sich andachtsvoll dem Willen des Gottgesandten:

„O fänd' ich Jubelweisen,	In dir muß ich vergehen,
Die deinem Ruhme gleich,	Vor dir schwind' ich dahin,
Die, würdig dich zu preisen,	Soll ich mich selig sehen,
An höchstem Lobe reich!	Nimm alles, was ich bin!“

Der Akt schließt mit dem Jubel des Königs und seiner Mannen über den Sieg. Lohengrin wird von den Sachsen, Elsa von den Brabantern, auf Schilden hoch erhoben, davongetragen. In diese eitle Freude mußte Wagner als eigenartigen Gegensatz den tiefen Groll des qualvoll sich am Boden windenden Telramund und seines Weibes Ortrud einzusplechten. Unheilverkündend klingen die Worte Ortruds:

„Wer ist's, der ihn geschlagen,	Sollt' ich vor ihm verzagen,
Durch den ich machtlos bin?	Wär' all' mein Hoffen hin?“

Weshalb der Dichter den Kampf zwischen Lohengrin und Telramund nicht lange mit wechselvollem Glück hin und herwogen läßt, wie es die Überlieferung fordert, ist bühnentechnisch leicht einzusehen. Ebenso läßt Wagner Telramund, wenn auch schwer getroffen, am Leben, da er so auf die spätere Einführung einer dritten, höchst nebensächlichen Person, den Träger der Gegenhandlung, verzichten kann. Beide, Ortrud und Telramund, sind durch den fremden, göttergleichen Helden geschlagen, beide beseelt ein furchtbarer, unveröhnlicher Haß gegen Lohengrin. Das lehrt uns die 1. Szene des 2. Aktes.

Vollendet wie zu Beginn des 1. Aktes der nationale, ist hier der religiöse Ton getroffen. Wie im „Lohengrin“ das Christentum den Kampf gegen die ungläubigen Scharen der Sarazenen bestehen muß, so ist hier Telramunds Weib, Ortrud, das mit Zaubersprüchen, Ränken, kurz mit allen Fasern an den alten heidnischen Göttern hängt, der Unglaube, der gegen das Christentum, verkörpert in der erhabenen Lichtgestalt Lohengrins, den Kampf aufnimmt. Ortrud hat ihren Gatten ins Unglück gestürzt. In wildem Grimme macht Telramund seinem Herzen Luft und wirft ihr alle Sünden vor. Sie habe ihm vorgetäuscht, mit eigenen Augen geschaut zu haben, wie Elsa den Bruder im See ertränkt habe; sie habe ihn durch ihr Weissagen dahin gebracht, daß er die reine Hand Elsas zurückgewiesen und sie zum Weibe genommen habe. Das Gottesgericht habe gegen sie entschieden.

Doch gerade hier im tiefsten Unglück, wo beide, von dem Rauschen des Festes umgeben, als Ausgestoßene zu nächtlicher Stunde vor den Toren des Schlosses kauern, zeigt sich Ortruds dämonischer Geist in seiner ganzen Größe. Hier erst ist Ortrud in ihrem Elemente. Sie weiß das

glimmende Fünkchen der Hoffnung wieder zu entfachen, wenn sie ihrem Gemahl zuraunt, daß nicht göttliche, sondern eines Zauberers Macht ihn ins Verderben gestürzt habe. Zunächst gelte es, in Elsas Herz Mißtrauen zu säen, sie zur Frage zu verleiten. Gelingen dies nicht, so sei wenigstens der Zauber von dem fremden Ritter durch Abschneiden eines Gliedes zu bannen.<sup>47)</sup>

Telramund, den schließlich sein Weib glauben gemacht hat, daß er nur eines Zauberers Künsten unterlegen sei, faßt wieder neuen Mut; sein Ehrgeiz flammt auf und erfüllt ihn mit tödlichem Haß gegen Lohengrin. Beide schwören furchtbare Rache.

Da tritt Elsa auf den Söller. In der Stille der Nacht will sie das Übermaß ihres Glückes genießen. Ortrud hält die Gelegenheit für günstig. Mit lautem Klagen über ihr Schicksal erweckt sie das Mitleid der jungen Fürstin. Elsa kann es nicht ertragen, daß ihre Seligkeit durch das Unglück ihrer Mitmenschen, nicht einmal durch das ihrer Feinde, getrübt werde. So bietet sie ihr den Palast zum Obdach an. Ortrud glaubt gewonnen zu haben. Mit heiserem Triumphgeschrei fällt sie nieder, um Wodan und Freia in dieser Stunde der Entscheidung anzurufen.

In erheuchelter Demut fällt sie Elsa zu Füßen. Diese aufs tiefste bewegt, wünscht sie morgen auf dem Gang zum Münster in prächtigen Gewändern neben sich zu sehen. Zum Dank für die große Güte versucht Ortrud, in das ahnungslose Herz Elsas das Gift des Mißtrauens zu träufeln:

„Könntest Du erfassen, Der nie Dich möge so verlassen,  
Wie dessen Art so wunderbar, Wie er durch Zauber zu Dir kam!“

Elsa zuckt unwillkürlich zusammen. Doch dann wendet sie sich voll Mitleid Ortrud zu:

„Du hast wohl nie das Glück besessen,  
Das sich uns nur durch Glauben gibt.“

Diesmal hat Elsa, noch allzujest in ihrem Glauben an den geliebten Helden, dem tückischen Angriff des dämonenhaften Weibes getrotzt. Ortrud ist sich dieser Niederlage wohl bewußt, wenn sie sich nummehr in ihrem Innern schwört, die Waffen gegen Lohengrin selbst zu richten.

Diese Szene ist von Wagner sehr glücklich erfunden. Klar und deutlich zeichnet er uns hier den Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum. Ortrud, die Vertreterin des alten Götterglaubens, höhnt den Gott ihres Gatten. Wodan und Freia sind ihre Götter, zu denen sie fleht, die ihr helfen.<sup>48)</sup> Werden sie es auch jetzt tun? Diese bange Frage läßt der Dichter zunächst noch offen.

Ihr gegenüber steht die engelreine, ahnungslose Elsa, die ganz ihrem jungen Glück lebt. Sie erkennt nicht die giftige Schlange, hegt keinen Verdacht gegen das Weib, das sie mitleidsvoll unter ihrem Dache aufnimmt. Ortrud spielt hier die Rolle der Gräfin v. Kleve. Doch wieviel dämonenhafter hat sie Wagner gezeichnet. In dem mittelhochdeutschen Gedicht ahnt die Gräfin nicht, daß, wenn sie den Namen des Ritters, der ihren Gemahl im Turnier aus dem Sattel geworfen hat, zu wissen begehrt, auch das Glück Elsas auf dem Spiele steht. Dort wissen nur Elsa und Lohengrin um das Frageverbot. Auch Ortruds Gemahl ist besiegt worden, zwar nicht im Turnier wie der Graf v. Kleve, aber sie weiß, daß es Elsa verboten ist, nach Lohengrins Herkunft zu forschen. Deshalb ist es umso schändlicher, wenn sie in Elsas Herz Mißtrauen sät. Die Sonne des Glückes ist ihr unerträglich, wenn sie dazu verdammt ist, im Schatten zu weilen. Die Verbindung zu lösen, das ist ihr Ziel, dem sie in der nächsten Szene weiter zustrebt, doch jetzt mit mehr Erfolg.

Ortruds und Telramunds Haß muß sich noch mehr steigern, wenn sie jetzt durch des Königs Herold in Acht und Bann getan werden, Lohengrin hingegen mit Land und Krone von Brabant belehnt wird. Begeistert jubelt ihm das Volk zu:

„Von Gott ist er gesandt  
Zur Größe von Brabant!“

Die nächste Szene enthält den Kirchgang. Auch dieser ist im Rahmen der Lohengrin-Dichtung Wagners eigenste Schöpfung.<sup>49)</sup> Eine derartige Szene mußte dem Dichter sehr erwünscht sein, einmal, weil er den Religions- und Gottesbegriff des Christentums in Gegensatz stellen wollte zu Ortruds Heidentum und dann, weil solche Brunnfszenen und Aufzüge äußerst bühnenwirksam sind. Unmittelbar angeregt zu dieser Schilderung wurde Wagner durch die ähnlichen Bilder des Nibelungenliedes, die er zum Teil übernommen hat.

Elsa naht, „die Engelgleiche, von keuscher Blut entbrannt“. In demselben Augenblick, da sie die Stufen des Münsters betritt, stellt sich ihr trotzig Ortrud entgegen und zwingt sie zurückzutreten. Sie folge ihr nicht mehr gleich einer Magd; Elsa vielmehr solle sich vor ihr demutsvoll beugen.

Dieser ganze Streit klingt stark an den der Königinnen im Nibelungenlied an. Wie hier Ortrud Elsa auffordert, ihr den Vortritt zu lassen, so ruft dort Brunhild der Kriemhild zu: „jā sol vor küneges wibe nimmer eigen diu gegân“. 50) Der Vorzug des Gatten verschafft auch seinem Weibe den Vortritt. Ortrud begründet ihre Forderung. Ein falsches Gerücht habe ihren Gatten verbannt, ihn, den man der „Lugend Preis“ nannte. Gleich der Gräfin v. Kleve im „Lohengrin“ begehrt sie den Namen dessen zu wissen, der Telramund besiegt hat. Sei er von Geschlecht und Adel? woher der Fahrt sei er gekommen?

Empört weist Elsa jeden Verdacht zurück. Gott selbst habe Telramund im Kampfe gerichtet. Doch Ortrud tritt drohend hervor: Wie stünde es um die Keinheit des Helden, wenn sich seine Macht als des „Zaubers Wesen“ entpuppte?

Diesem peinlichen Auftritt macht die Ankunft des Königs und Lohengrins ein Ende. Voller Aufregung stürzt Elsa an ihres Gatten Brust und bittet ihn um Schutz gegen das teuflische Weib: „Sie schilt mich, daß ich dir zu sehr vertrau.“ Auf seine Frage, ob Ortrud es vermocht habe, Zweifel in ihr wachzurufen, antwortet sie nur mit leisem Weinen. Wir ahnen, daß die böse Saat fruchtbaren Boden gefunden!

Der Zug ordnet sich wieder. Doch kaum schreitet er die Stufen weiter hinan, als sich ihm ein zweites Hindernis in Friedrich v. Telramund bietet. Von allen als Geächteter gemieden, darf er hier unter dem heiligen Schutze der Kirche sein gutes Recht wagen, die Schelte des Urteils. Ortruds Anschlag hält er für gescheitert und deshalb versucht er nun mit dem Mute der Verzweiflung, ein Zustandekommen der Vermählung zu verhindern. Mit weithin vernehmlicher Stimme klagt er Lohengrin des Zaubers an. Eine Frage habe man vor Gericht zu stellen vergessen, die Frage nach „Namen, Stand und Ehren“ seines Gegners. Habe man hiervon keine Kenntnis, so könne man aus seiner Ankunft in einem Rachen, gezogen von einem wilden Schwan, nur auf Zauberei schließen. 51)

Alle blicken bestürzt und voller Erwartung auf Lohengrin. Doch er entgegnet, daß er nur einer Antwort zu geben habe, und das sei Elsa. Diese aber starrt mit „heftig wogender Brust in wildem innerem Kampfe“ vor sich hin. Und schon spricht sie es aus, daß Zweifel ihr Herz zerreißt:

„Wüßt' ich sein Los,

Im Zweifel doch

Ich wollt' es treu bewahren,

Erbebt des Herzens Grund!“

Ortrud und Telramund halten ihr Spiel für gewonnen. Doch um seiner Sache ganz sicher zu sein, macht sich Telramund heimlich an Elsa heran und gibt ihr den Rat, Lohengrin zu nächtllicher Stunde ein Glied, sei es auch das kleinste, zu „entreißen“. „Ich bin Dir nah zur Nacht“. Elsa leistet nur noch schwachen Widerstand, ihr Herz ist gefangen.

Konnte Elsa durch die Lasterworte Telramunds und Ortruds in ihrem Glauben an Lohengrin wankend werden, so siegt bei Heinrich und seinen Mannen das Vertrauen zu dem geheimnisvollen Helden. Man umdrängt ihn und drückt ihm begeistert die Rechte. Gleich der Kaiserin im „Lohengrin“ bezeugt der König seinen unbedingten Glauben an die hehre Abkunft des Helden: „Durch seine Tat ward uns sein Adel kund“. Da erblickt Lohengrin Elsa im Gespräch mit Telramund. Mit zornigen Worten weist er den Grafen und sein Weib aus dem Burghof. Elsa sinkt tief erschüttert Lohengrin zu Füßen. Auf seine Frage, ob sie des „Zweifels Macht“ nicht ruhen lasse, erwidert sie schamhaft, doch mit festem Entschluß:

„Hoch über alles Zweifels Macht

Soll meine Liebe stehn!“

Der Held glaubt sie nach diesem Geständnis des Zweifels Schlinge entronnen; doch uns klingt sein „Heil dir, Elsa!“ wie eine tragische Ironie. Wir ahnen Unheil. Bestärkt werden wir in dieser Ahnung durch den Aktluß. Beim Eintritt in die Kirche schaut Elsa in den Armen Lohengrins nochmals mit „scheuer Besorgnis“ um. Da steht Ortrud mit erhobenen Armen, als halte sie sich des Sieges für gewiß, und unheilverkündend mischen sich in die weihewollen Weisen der Orgel die Klänge des Frageverbotmotives.

Mit meisterhaftem dramatischem Verständnis führt uns Wagner in diesen Szenen vor Augen, wie nach und nach, aber doch sicher, des Argwohns Lücke in das schwache Herz Elsas dringt. Nicht in schnellem Ansturm, wie im „Lohengrin“, erobert das Mißtrauen die Neugierde des Weibes, sondern es ist ein langsames, aber gewaltiges Ringen in der Seele Elsas. Kaum merklich flackert der Argwohn in der nächtllichen Schloßhof-Szene auf und glimmt so lange unter der Schwelle des

Vertrauens weiter, bis diesen Funken die Münster-Szene zum lodernen Feuer entfacht, zu jenem Feuer der Unruhe, das Elsa innerlich verzehrt und ihr nicht eher Ruhe läßt, als bis die verbotene Frage ihre Lippen überschritten hat. Mit dieser bangen Erwartung werden wir zum 3. und letzten Akt hinübergeleitet.

Wir befinden uns im Brautgemach. Das Rauschen des Hochzeitsfestes ist vorüber und unter den feierlichen Klängen des Brautmarsches hält das junge Paar seinen Einzug. Es ist der mittelalterliche Brauch der Brautleite, wie wir ihn auch im „Lohengrin“ dargestellt finden. Wie dort, geleitet der König selbst im Kreise der Edelen das Fürstenpaar zum Hochzeitsgemache und gibt ihm seinen Segen. Der Brautchor verschwindet nach und nach; in weiter Ferne verhallt der Gesang. Elsa ist an ihres Gemahls Brust gesunken; sie sind zum erstenmal allein. In schwärmerischer Verzückung erzählt sie von ihrem Traum, in welchem sie ihn nahen sah, wie sie dann erwachte und in ihm den Gottgesandten erkannte:

„Da wollte ich vor deinem Blick zerfließen, Gleich einer Blume duften auf der Wiesen,  
Gleich einem Bach umwinden deinen Schritt, Sollt' ich entzückt mich beugen deinem Tritt.“

Da flüstert Lohengrin schmeichelnd ihren Namen, und gleich erwacht in Elsa der Wunsch, auch den Namen ihres Liebsten aussprechen zu dürfen. So nähert sie sich nach und nach dem Punkte, den ihr geängstigtes Gewissen erstrebt. Lohengrin merkt ihre Unruhe. Voll zarter Rücksichtnahme macht er sie auf den herrlichen Blumengarten und den ihm entsteigenden Blütenduft aufmerksam. Doch Elsa spielt weiter mit dem Gedanken: Durch sein Vertrauen solle er sie stolz machen. Nur sie allein wolle sein Geheimnis schauen und es dann in ihrem Herzen bewahren.

Lohengrin sieht das Unglück voraus. Er wird ernst und streng: Habe er ihr nicht schon genügend vertraut, da er ihrem Schwur Glauben schenkte? Vergelten solle sie ihm, was er ihretwillen verlassen habe:

„Kein Los in Gottes weiten Welten  
Wohl edler als das meine hieß.“

Zweifel möge ihrem Herzen fern sein, denn nicht aus Nacht und Leiden, sondern aus Glanz und höchstem Glück komme er zu ihr.

Glaubt Lohengrin durch die Schilderung seines früheren Glückes Elsa nunmehr bestimmt zu haben, ihn umso inniger zu lieben, damit ihn nie ein Sehnen nach schöneren Zeiten beschleiche, so hat er in Elsas Herz hierdurch das gerade Gegenteil erreicht; denn das einmal gefasste Mißtrauen, ihre Unsicherheit muß sich gewaltig steigern. Er hat also schon ein höheres Glück besessen? Welches kann das sein? Wird er da nicht eines Tages wieder dorthin entschwinden, sie in tiefstem Elend zurücklassen? Kann ihm denn ihre Liebe genügen und ihn dauernd an sie fesseln?

Vergebens, daß Lohengrin ihr beteuert, ihre Liebe werde ihn so lange an sie fetten, wie sie von Zweifel rein sein. Elsa vernimmt seine Worte nicht mehr. Fieberische Blut und Wahnsinn verzehren ihr Herz. Sie glaubt ein Geräusch zu vernehmen — Telramund — schon erscheint ihr der Schwan, und in ihrer rasenden Angst und ganz von Sinnen bricht sie den Schwur:

„Unselig holder Mann, Den Namen sag' mir an,  
Hör', was ich dich muß fragen! Woher die Fahrt, wie deine Ort?“

Lohengrins wiederholtes Warnen konnte die Frage nicht ungetan machen. Der Schwur ist gebrochen, ihr junges Glück vernichtet.

In diesem Augenblick gewahrt Elsa den Grafen Telramund. Gleich der Sippe Belens ist er mit seinen Leuten gekommen, um den fremden, des Zaubers verdächtigen Helden zu töten. Da erwacht in Elsa wieder die stürmische Liebe. Schnell reicht sie ihrem Gemahl das Schwert, damit ihm von Telramund kein Leid gechehe. —

Telramund liegt erschlagen, Elsa ist unter der Wucht der Erregung ohnmächtig zusammengebrochen, die Kerzen des Brautgemaches verlöschen, der Tag bricht an. Tief erschüttert steht Lohengrin da. Sein Seufzer: „Weh, nun ist all' unser Glück dahin“, läßt uns des göttergleichen Helden irdischen Schmerz nur zu deutlich fühlen. Er befiehlt, den Erschlagenen vor des Königs Gericht zu tragen. Auch Elsa soll von den Frauen dorthin geleitet werden, damit ihr die gewünschte Antwort zu teil werde, sie des „Gatten Art“ erschaue.

Diese Szene ist die dramatisch belebteste des ganzen Stückes. Von dem süßen Liebeschwelgen der Neuvermählten, der sich fort und fort steigenden Angst Elsas, bis hinauf zu der Höhe, der Frage

und dem Zusammenbruch ihres Glückes, weiß der Dichter uns in Atem zu halten. Besonders ist es die auf- und abwogende Leidenschaft der Sprache, die unser Inneres ergreift und uns das Glück wie den jähen Umschwung lebhaft mitfühlen läßt. Die Brautnacht hat sich in eine Nacht des Unglücks gewandelt. Das ist die erschütternde Tragik, die Wagner mit vielem Geschick hier eingelochten hat. In der alten Sage sah das Paar liebliche Kinder seinem ehelichen Glück entsprechen. Es war ihm vergönnt, Tage und Jahre reinsten Freude zu kosten, ehe die Frage das Unglück, die Trennung, heraufbeschwor. Hier waren sie sich eben erst angetraut; ihr Hoffen und ihre sehrende Liebe sollte sich erst erfüllen, da tritt der Dämon, noch ehe sie vom Kelche der Freude getrunken, an sie heran und vernichtet mit rauher Hand das geträumte Liebesglück.

Auch in den Grund, der Elsa zu der verbotenen Frage treibt, mußte Wagner ein tragisches Moment einzuflechten. In der alten Sage wird Elsa zu der Frage getrieben einmal dadurch, daß sie wie im „Lohengrin“ der Gräfin von Kleve den Beweis erbringen möchte, daß auch ihr Gemahl von hohem Adel und jedem Ritter ebenbürtig sei, und dann um ihrer Kinder willen, damit diese sich nicht einst ihres Vaters schämen müßten. Bei Wagner fällt jedes Moment, das die Frage als eine aus weiblicher Neugierde gestellte erscheinen lassen könnte, weg. Es ist der Verdacht des Zaubers, den Ortrud und Telramund in das ahnungslose Herz Elsas gepflanzt haben. Sie glaubt, daß er ihr so geheimnisvoll, wie er gekommen, auch einst entrisfen werden möchte. Sie wird in diesem ihrem Glauben noch bestärkt, und hierin gerade beruht die Tragik, durch Lohengrin selbst, wenn er ihr von seinem früheren Glück erzählt. Jetzt erst, nachdem er zu ihr von der Seligkeit vergangener Tage gesprochen, muß sie als ein Weib, welches liebt und eifersüchtig über seinem Wandel wacht, an ihn die Frage richten, muß sie genau wissen, was das für ein Glück war, auf das er verzichtet, von dem er selbst in dem Rausche der Brautnacht träumt.

Wagner wollte in dem Gewande der alten Sage die Liebe des Weibes verherrlichen. Einen Unbekannten kann das Weib nur achten und bewundern. Liebt sie ihn, so muß sie über jeden Zweifel erhaben sein, den Geliebten genau kennen und die Gewißheit haben, daß er ganz und gar ihr eigen ist. — Dieser irdischen Liebe steht der göttliche Genius gegenüber. Er steigt aus der Welt des Überirdischen zur irdischen Sinnlichkeit hernieder, um sein Sehnen nach reiner und wahrer Liebe zu stillen. Aber er muß unerkannt bleiben, denn sonst wird er nur mit heiliger Scheu geachtet und als Gott verehrt, nicht aber mit hingebender Liebe beglückt.<sup>52)</sup> So ist Wagners „Lohengrin“ die Tragödie von der Sehnsucht „nach Liebe, nach Geliebtein, nach Verstandesein durch die Liebe“.

Ist diese unbefriedigte Liebe auch der Grundgedanke der mittelalterlichen „Lohengrin“-Dichtung? Wohl ist sie ein Hauptgedanke und sehr oft das erregende Moment, doch das Grundmotiv ist ein anderes. Wir scheint des Dichters Absicht gewesen zu sein, mehr die Macht des Grales an seinem Helden zu zeigen. Lohengrin kommt, um Wittven und Waisen gegen Unrecht zu schützen, das Reich gegen die Ungarn zu verteidigen und dem Christentum ein Hort zu sein im Kampfe gegen den Unglauben. So erfüllt er die Pflichten des Gralsritters. Um diese Ideale des geistlichen Rittertums besser hervorzuheben, stärker zu betonen, ergeht sich der Dichter mit Vorliebe in der oft ermüdenden Schilderung der Kampfscenen. Die Liebe zu Elsa, die ganz allmählich in Lohengrin erwacht, nach dem Zweikampfe aber erst durch einen Rechtspruch von ihm gefordert werden muß, ist mehr oder weniger nur da, um das Epos poetischer zu gestalten, interessantere Bilder zu geben und den Grund der Rückkehr Lohengrins zum Gral begreiflicher erscheinen zu lassen. — Wagner hingegen stellt die Liebe überragend in den Vordergrund. Sein Lohengrin macht geradezu sein Eintreten für Elsa von ihrem Liebesgeständnis abhängig. Zwar ist er zum Kampfe „für eine Magd“ gesandt, doch ist es ihm persönlich mehr um den Genuß irdischer Liebe zu tun. Daher sein schnelles und überraschendes Geständnis. Der Dichter geht somit auf die ursprüngliche Sage zurück und berührt sich hierin mit Wolframs „Parzival“, wo von einem Rechtsgange und einer Kränkung der Fürstin keine Rede ist, sondern Lohengrin lediglich zur Heirat gesandt wird.

In der letzten Szene führt uns der Dichter wieder an die Ufer der Schelde, nach Antwerpen. Der König erscheint inmitten seines stolzen Heerbannes, denn auch die Brabanter unter Lohengrins Führung sind gewillt, sich an dem Feldzug gegen die Ungarn zu beteiligen. Wiederum versteht es der König, durch flammende Worte das Nationalgefühl seiner Mannen zu entzünden. Aus aller Munde tönt es begeistert zur Antwort:

„Für Deutsches Land das deutsche Schwert!  
So sei des Reiches Kraft bewährt!“

Als Antwort auf die Frage des Königs nach dem gottgesandten Helden wird die verhüllte Leiche Telramunds herbeigetragen. Bald erscheint auch Elsa wankenden Schrittes im Kreise ihrer Frauen. Die begeisterte Menge jubelt Lohengrin zu; doch er tritt ernst vor seinen König: Nicht um seine Heerscharen gegen die Ungarn zu führen, komme er, sondern um Klage zu führen. Zunächst rechtfertigt er sich wegen der Ermordung Telramunds und dann bezieht er Elsa des Verrates: Sie habe „den teuern Schwur gebrochen“, weil sie „treulosem Rat“ ihr Ohr geliehen habe. Nun sei ihr die Antwort nicht länger erspart. Mit immer steigender feierlicher Verklärung enthüllt Lohengrin jetzt das hehre Bild des Grals und seiner Wunderkraft.<sup>53)</sup> Ihm dient eine Ritterschaft, die, mit überirdischer Macht ausgestattet, allem Bösen trotzt. Doch muß der Ritter unerkannt bleiben, „enthüllt — muß er des Laien Auge fliehn.“ Vom Gral ist er hierher gesandt. Sein Vater ist Gralskönig und er, sein Sohn und Ritter, wird Lohengrin genannt.

In dieser Fassung hören wir nichts, wie in der ausführlicheren Antwort des Helden im mittelalterlichen „Lohengrin“, von den Vorklaren und dem Bruder Lohengrins, nichts von Parzivals einst unterlassener Frage, nichts von der Lage des Grals im Inderland und auch nichts davon, wie die Kunde von der bedrängten Fürstin zum Grale gelangte.<sup>54)</sup>

Elsa steht vernichtet da; sie droht umzusinken, doch ihr Gatte nimmt sie liebevoll in seinen Arm. Auch ihm wird der Abschied schwer. Der sich nach wahrer Liebe sehnende Halbgott ist durch die Übertretung des Gebotes um sein erhofftes Glück gebracht. Sein rein menschlicher Schmerz offenbart sich in den Worten:

„O Elsa, was hast Du mir angetan?“

Welche Fülle von Liebe brachte er ihr entgegen! — Doch die Scheidestunde naht. Vergebens ist die Vorstellung des Königs und seiner Mannen, daß mit ihm des Himmels Segen fliehe, vergebens Elsas heftigste Verzweiflung und bitterste Reue:

„Nur eine Strafe gib's für Dein Vergehen —  
Getrennt, geschieden sollen wir uns sehen!“

Den einen Trost nur hinterläßt er dem König in der Weissagung, daß ihm in diesem Kampfe ein großer Sieg beschieden sei. Nie wieder werden des „Ostens Horden“ nach Deutschland siegreich ziehen. — Da ertönt plötzlich der Ruf: „Der Schwan! der Schwan!“ Auch hier löst sein Erscheinen wie im mittelalterlichen Gedichte höchsten Schmerz und Jammer aus. Wie einst bei seiner Ankunft so spricht auch jetzt der Held wieder zu seinem Reisegefährten. Nur ein Jahr noch im Dienste des Grales und entzaubert wäre er wieder heimgekehrt.

Lohengrin übermannt nochmals der heftigste Trennungsschmerz. Er übergibt Elsa sein Horn, sein Schwert und seinen Ring. Komme einst ihr Bruder zurück, so solle sie ihm diese als Andenken überreichen. Sodann küßt er Elsa, die keines Ausdrucks mächtig sich an ihm festgeklammert hält, und übergibt sie dann sanft ihren Frauen.

Während Lohengrin schnell dem Ufer zuschreitet und der König, wie Männer und Frauen ihm in tiefem Schmerze nachblicken, erscheint Ortrud. Sie hat an dem Kettlein, das der Schwan trägt, Gottfried, den Erben von Brabant, erkannt. Triumphierend verrät sie ihr Geheimnis, die Verzauberung Gottfrieds. Wäre der Held länger hier geblieben, so hätte er den von ihr einst in einen Schwan verzauberten Gottfried wieder entzaubert. Durch die Frage habe nun Elsa ihren Gemahl vertrieben, die Götter haben sich für den Abfall von ihnen bitter gerächt.

Während die Anwesenden sich voll Entrüstung von dem teuflischen Weibe abwenden, kniet Lohengrin, der Ortruds Worte vernommen, neben dem Schwane nieder und betet zu Gott. Die weiße Gralstaube erscheint, der Held löst dem Schwane die Kette. Dieser taucht unter und steigt als schöner Knabe im Silberegewande ans Ufer. Bei dem Anblick dieses Wunders bricht Ortrud zusammen. Das heidnische Weib, das seinen Stammesgenossen eben noch den schändlichen Abfall von den alten Göttern zum Vorwurf machte, wird durch das Wunder des Christenglaubens, das der hehre Gralsritter in seiner göttlichen Reinheit wirkt, zerschmettert. So trägt auch hier wie im mittelalterlichen „Lohengrin“ das Christentum den Sieg davon. — Den Göttlichen führt die Gralstaube wieder der ewigen Heimat zu.

Elsa, durch das Wiedersehen mit ihrem Bruder anfangs ihrem Leid entrückt, blickt jetzt voller

Sorge nach dem Gestade. Lohengrin ist aber ihren Blicken entschwunden. Mit den Worten: „Mein Gatte, mein Gatte“ sinkt sie entseelt in die Arme Gottfrieds.

Der Vorhang fällt. Wir stehen erschüttert am Ende einer gewaltigen Tragödie. Weit tragischer als die alte Sage läßt Wagner seine Dichtung ausklingen. Haben wir dort einen versöhnlichen Schluß, wenn uns der Dichter nach der Abfahrt Lohengrins die Schicksale seiner Familie noch weiter ausmalt, wenn er uns Elsa als kluge, umsichtige Regentin zeigt, so wies Wagner einen dahingehenden Vorschlag seiner Freunde zum Glück scharf zurück.<sup>55)</sup> Hierin blieb er der alten Sage, dem Grundgedanken des Schwanrittermythos, treu. Doch um wieviel erhabener läßt er Lohengrin unserem Auge erscheinen! Wieviel Göttliches erhält er nicht allein schon durch das Wunder, das er vor seiner Heimkehr wirkt!<sup>56)</sup> Indem Wagner das Motiv der Schwänenverwandlung aus der alten Sage, wie sie uns im „chevalier au cygne“ erhalten ist, mit seinem Stoffe verwoben hat, verlieh er seinem Helden die Kraft eines wunderwirkenden Erlösers, die wahre Göttlichkeit.

Elsa, das liebende Weib, welche nur dann vollen Glauben schenkt, nur dann voller Hingabe liebt, wenn sie das wahre Wesen des Geliebten erkannt hat, kann sich aus der überragenden Persönlichkeit Lohengrins nicht sein göttliches Wesen erklären. Sie glaubt nicht, ehe sie schaut. Die Trennung von ihrem Gatten ist die furchtbare, aber gerechte Strafe. Sie sühnt ihr Vergehen durch den Tod.

Ortruds Geständnis hebt in unsern Augen das Charakterbild Telramunds. Ist er in der alten Sage der Gewaltmensch, welcher durch allerhand Lügen seine Hand nach der reinen Fürstin ausstreckt, um dadurch zur Herrschaft zu gelangen, ein durchaus unsympathischer Charakter, so können wir ihm bei Wagner ein gewisses Mitleid nicht versagen. Er ist kein Intrigant, sondern ein von Grund aus ehrlicher Charakter, der nur durch die teuflischen Künste seines Weibes, wie gesagt, Wagners eigenste Schöpfung, auf die schiefe Bahn des Verbrechens geleitet wird.

Mit Recht kann man Wagners „Lohengrin“ als das Drama der tragischen Liebe bezeichnen. In der echt weiblichen Natur Elsas beruht die Tragik. Lohengrin ist der Begründer ihres Glückes, sie selbst die Vernichterin. Dieses Motiv hat Wagner der alten Sage entnommen, hat den Stoff von allem Nebensachen gereinigt, durch viele neugeschaffene Bilder klarere und psychologisch schärfer begründete Situationen gebracht, so daß wir vor einer genialen Schöpfung stehen. Wie meisterhaft ist die dramatische Exposition des 1. Aktes. Sie kann es getrost mit „jeder Exposition Schillers oder Kleists aufnehmen“.<sup>57)</sup> Wie klar und durchsichtig ist die Handlung, wie feinsinnig und mit wieviel Verständnis für das Kulturleben des Mittelalters ist das Milieu der alten Sage getroffen, wie wirksam und großartig sind die Bühnenbilder.<sup>58)</sup>

Wagner war in gleichem Maße Dichter wie Komponist. Durch die Schönheit des Versbaues, die meisterhafte, man möchte sagen, einzigartige Anordnung der dramatischen Intrige und durch die leidenschaftlich bewegte Sprache hat er es in „Lohengrin“ zu einer gewissen Vollkommenheit der Tragödie gebracht. Dazu kommt die Macht der Komposition. Die Instrumente enthüllen uns, was zu schildern unmöglich ist, und der Gesang setzt dort ein, wo das Orchester nicht ausreicht, „um dem glühenden Gepräge der Poesie die Bestimmtheit zu geben.“<sup>59)</sup> Wir dürfen nie vergessen, daß es gerade Wagner war, der den Grundsatz aufstellte, daß in der Oper stets die Handlung die Hauptsache bleiben müsse. Die Musik verfolge ausschließlich nur den Zweck, die Gefühle noch stärker anzuregen, sie plastischer und inniger hervorzuheben. So hat Wagner auch hier, um mit Liszt zu sprechen, „eine wahre Verschmelzung der Poesie und der Musik erreicht“;<sup>60)</sup> er hat also im „Lohengrin“ in des Wortes wahrster Bedeutung ein Musikdrama geschaffen.

Ein weiteres Verdienst Wagners aber ist und bleibt, daß er der deutschen Oper ein neues, weites Feld ihrer Tätigkeit erschloß, das der deutschen Sage. Gerade der Mythos mußte mit all seinem übersinnlichen Zauber dem musikalischen Drama am nächsten liegen. Unser Meister griff mit sicherer Hand in den reichen, von dem deutschen Volke sehr vernachlässigten Sagenschatz, den die Romantiker, an ihrer Spitze die Brüder Grimm, so glanzvoll neu erstehen ließen.<sup>61)</sup> Näher bekannt waren die Deutschen bis dahin nur mit den Göttern und Helden Griechenlands und des alten Rom. Von ihren eigenen Göttern und Helden, denen des Nordens, und den um diese sich rankenden Sagen wußten sie nur äußerst wenig. Daß das Deutsche Volk den Glauben seiner Voreltern wieder kennen und würdigen lernte, ist Wagners bleibendes Verdienst. Das deutsche Volk ist ihm dankbar dafür, wenn gerade heute seine Musikdramen die Opernbühnen beherrschen. Die weitaus beliebteste Oper aber ist sein „Lohengrin“.<sup>62)</sup>